

Der Glaube an Gott als den Vater

14. Sonntag nach Trinitatis

Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist der Sohnschaft empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Derselbe Geist bestätigt unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind. Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben, und Miterben Christi, wenn anders wir mit ihm leiden, damit wir auch mit ihm zur Herrlichkeit erhoben werden. Römer 8,14-17

Diese Sätze des Paulus sind zugleich eine Erschließung der eigentlichen Wahrheit des ersten Artikels des Apostolischen Glaubensbekenntnisses: *"Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde."*

Nicht oft genug kann darauf hingewiesen werden, was in diesem Artikel nicht steht; welcher Begriff in ihm nicht vorkommt, nämlich der Begriff "Herr"! Für den christlichen Glauben ist der Herr Jesus – Gott aber ist für diesen Glauben – zumindest in seinem Verhältnis zum Menschen – der Vater. Und wo eine Kirche von diesem Unterschied noch nicht einmal einen Begriff hat, da hat sie eigentlich auch das christliche Evangelium noch gar nicht vernommen und kann es also auch gar nicht vertreten. Ist die Adresse des Gebets einer Kirche noch immer der "Herrgott", da ist diese Kirche noch gar nicht die christliche Kirche geworden. Gott als der Herr, der Mensch als sein Knecht oder Diener – wohl auch sein "Minister" – das ist die jüdische Synagoge oder die alttestamentliche Kirche. Was ja i.ü. keineswegs und von selbst schon für diesen Glauben ein Elend, eine Bedrückung bedeutet! Es können ja auch Ehre und Stolz darin liegen, bei einem hohen und guten Herrn in Diensten zu stehen, von ihm Aufgaben anvertraut zu bekommen, welche ein hohes Maß an Treue und Verantwortung fordern, umgekehrt auch mit allem Lebensnotwendigen sich versorgt wissen zu dürfen und – Treue um Treue – einmal für sein "Altenteil" gleichsam noch zusätzlich belohnt werden zu sollen. Und reichlich möglicherweise. Und dennoch! So vorteilhaft wir uns dieses Verhältnis auch auszumalen vermöchten – und wir könnten das sicher, auch wenn wir heute alle mit der Vorstellung geimpft sind, es gäbe nur Herren, die schlecht sind – es ist da doch ein Vorbehalt in einem solchen Verhältnis: von beiden Seiten her eine Reserve, ein letztes Inneres im Herzen, sowohl des Herrn, an welches der Knecht nicht heranreicht, aber auch des Knechtes, an welches der Herr nicht heranreicht. Der Herr ist in einem letzten, aber auch grundsätzlichen Sinne, dem Knecht keine Rechenschaft schuldig, braucht keine Nötigung zu empfinden, ihm Mitteilung von seinen Zielen zu machen (der Knecht müsste diese allenfalls raten). Aber auch der Knecht behält es sich vor, seinen Privatraum zu haben, in welchem er sein eigener Herr immer noch ist (und allenfalls würde der Herr den Knecht stören in diesem seinem Privatraum). Und so muss – wenn auch nicht etwas Bedrückendes, so doch – etwas Ungenügendes bleiben in dieser Beziehung.

Erst in der Vaterbeziehung, erst in dem Kindesbewusstsein ist Offenheit, Freiheit; findet das Gemüt Frieden. Hier ist das Eigentliche, hier das Vollkommene. *"Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Neues geworden."* Neues denn auch, welches niemand wieder zur Disposition stellen könnte, ohne zugleich einem Rückfall in die Unfreiheit erliegen zu müssen. Und genauso von Gott her: wie es wohl einen leiblichen Vater betrüben müsste, von seinen Kindern allein als ihr "Herr" angesprochen zu werden, von ihnen hofiert zu werden als von Dienern und Knechten – genauso kann dies auch den himmlischen Vater nur kränken, ihn treffen, verletzen in seiner Wahrheit, in seinem Wesen, seiner Ehre, seiner Gesinnung.

Ist und bleibt denn aber nicht Gott zugleich immer ein Herr auch? Ist der Ausdruck "Herr" nicht auch lediglich ein anderer Ausdruck dafür, dass Gott der Allmächtige ist? Und warum sollten wir ihn dann bei diesem Namen nicht nennen? Erweckt dies nicht am Ende doch die

eigentlich religiösen, nämlich erschauernden Gefühle in unserem Innern? Der Aufblick zu dieser Macht mit ihrem geradezu unendlichen Vermögen: nichts vermag sich zuletzt gegen sie zu erheben; selbst der Teufel, wie Luther bemerkt hat, ist immer doch Gottes, hat keine Stärke und Wesenhaftigkeit aus ihm selber! Und liegt hier nicht eigentlich auch unser Glaube, der Grund unserer Gewissheit, uns unendlich geborgen zu fühlen, an welchem Ort, in welcher Lage wir uns auch immer befinden. Gott hat Macht über alles! Kein Sperling fiele vom Dach, wenn Er es nicht wollte! Mit einer solchen Macht und Herrschaft in Verbindung zu stehen – was darüber hinaus könnte uns Sicherheit geben! – Auf der anderen Seite indessen: der Allmächtige ist nicht bloß der alles Vermögende, er ist auch der alles "Machende" – in allem Wirkende, überall Gegenwärtige. Und er wirkt überall nicht bloß das Leben, er wirkt genauso den Tod und das Sterben; er wirkt nicht bloß das Gute, er ist auch die Kraft in dem Bösen. Dieser Herr im schlechthinigen Sinn ist eine doppelgesichtige Erscheinung, und so doppelgesichtig er selbst ist, so doppelgesichtig ist auch das Leben der sich ihm unterstellenden Menschen. Es lässt sich schaurig-schön von "dem Allmächtigen" reden, es lässt sich schaurig-schön die Allmacht Gottes beschwören, und wie sollten zumal solche, die sich selbst gern in einem Machtausch befinden, von ihm beseelen, beflügeln lassen, nicht diese Allmacht anbeten wollen. Aber eben: das Anbeten der Allmacht als solcher – diese "heiligen Schauer Gefühle", in die ein Mensch dann zuweilen versetzt wird – ist nicht ein Anbeten Gottes des Vaters, es ist das Anbeten eines zwiegesichtigen Gottes, zuletzt eines Dämons.

Was sagen dann aber wir, wenn wir als Christen – und auch nach dem Bekenntnis unseres Glaubens – Gott den "Allmächtigen" nennen? – Vielleicht liegt bereits darin die Unterscheidung: wir glauben nicht an eine namenlose Allmacht, sondern wir glauben an Gott den Allmächtigen. Wir glauben an Gott den Allmächtigen, den wir zuvor und vor allem schon als unseren Vater verstehen. Wir haben einen Vater, der der Allmächtige ist. Und vielleicht – oder vielmehr: ganz bestimmt kann allein solch ein Vater, der die Macht und die Kraft hat (zieht er sein Leben und seine Geist ab, so muss alles zerfallen; ein solcher Gott und Vater denn auch, der es gar nicht bedarf, Diener zu haben) – uns seine freien Kinder sein lassen.

Von der Vaterschaft Gottes her gegenüber uns Menschen empfängt nun aber auch die dritte Bezeichnung in unserem Glaubensbekenntnis – Gott als *"der Schöpfer des Himmels und der Erde"* – ihre richtige Beleuchtung. Nehmen wir das wirklich ernst, dass die Vaterschaft Gottes das Höchste und Erste sein will, dann muss dies unmittelbar auch bedeuten: nicht wir sind um des Himmels und der Erde willen geschaffen – als wollte Gott uns als Mittel gebrauchen zu irgendeinem Zweck seiner Schöpfung – sondern umgekehrt: Himmel und Erde sind da um unseretwillen; und wohlgemerkt: Himmel und Erde – das Stoffliche und das Geisthafte, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Begreifliche und das Unbegreifliche, Pflanzen, Tiere, Steine und auch die Geister, die Engel. Der Mensch ist mit dieser ihn vor allem sonst auszeichnenden Würde der Kindschaft bedacht: Gott gegenüber darf er das Kind sein und allem übrigen gegenüber der Herr – hat er nicht zu dienen, sondern ist frei.

"Und siehe, es war sehr gut", so heißt es im 1. Buch Mose über die Schöpfung. Man hat immer wieder gemeint, dies Urteil der Bibel bestreiten zu müssen – wozu aber die Schöpfungswelt gut sei, versäumte man meistens zu fragen. Sie sollte nämlich gut sein für die menschliche Freiheit! Und dies ist sie ohne Zweifel vollkommen. Die Schöpfungswelt – einschließlich des Geborenwerdens und wieder Sterbens des Menschen (um wieder geboren zu werden zu einem anderen Dasein) – ist der vollkommen geeignete Schauplatz: Ort der Erschließung, Ort der Bewährung der Freiheit.

Von daher ist es dann wohl auch immer wieder nötig zu sagen, was die Schöpfungswelt nicht ist; sie ist nicht eine Art mehr oder weniger paradiesischer Spielwiese für uns. So als würde uns Gott diesen Platz zeigen und sagen: nun vergnügt euch recht munter. Durchaus gibt es ja Eltern, die auf solche Art meinen, ihren Kindern etwas Gutes zu tun. In Wahrheit sind sie nur

Zerrbilder von Eltern; denn die wesenhafte Freiheit ist niemals bereits schon vorhanden, so dass sie nur noch ausgeübt werden müsste, sondern sie ist unter viel Arbeit und Mühe zu lernen.

Die Schöpfungswelt ist aber auch nicht gleichsam der göttliche Garten, und wir Menschen wären die Gärtner, das Personal, um Gottes Schöpfung, um welche es ihm eigentlich zu tun wäre, in Ordnung zu halten – was dann i.ü. offenbar Gott selbst nicht zustandezubringen vermöchte.

Und ist nun die erste Vorstellung die Vorstellung der Heiden, so ist die zweite diejenige der Juden. Von beiden unterscheiden wir uns, wenn wir uns als Christen begreifen, und auch die Kombination beider – ein wenig Arbeit, ein wenig Vergnügen – können wir christlich nicht als die Wahrheit begreifen. Uns ist die Schöpfungswelt der Ort einer Wesengeschichte bzw. einer Schicksalsgeschichte der Freiheit – mit Reifungs- und Entscheidungsprozessen, mit der Frage nach Ehre und Treue, mit Sichfinden oder -verlieren, ein Schauplatz für die Erschließung und die Bewährung von Glaube, Liebe und Hoffnung.

Tatsächlich gibt es dann – wie wir denken – auch ein Ziel dieser Geschichte: den Zustand einer Welt, in welcher die Freiheit bloß da ist, sich ohne weitere Not oder Wachstum sich nunmehr nur noch selber genießend, aber dieses Ziel wäre dann zugleich jener neue Himmel und jene neue Erde, von denen das Neue Testament spricht, und der gegenwärtige Himmel und die gegenwärtige Erde haben eben nicht die Bestimmung, dieses Ziel zu erblicken. Wir warten als Christen nicht auf die Wiederkehr eines Paradieses auf Erden, und es ist ein Moment der von uns zu fordernden Nüchternheit, nach beiden Seiten die Grenze zu kennen: nach der Seite einer "heidnischen" Leichtfertigkeit wie auch nach der Seite einer falschen alttestamentlich-jüdischen Ernsthaftigkeit hin.

Wie die übrige Menschheit dies aufnimmt, ist eine andere Frage. Die übrige Menschheit behält ja möglicherweise ihre unterschiedene Ansicht. Jesus – als der erste und schicksalhaft einzigartig wesenhafte Sohn Gottes – hatte, wie wir wissen, unter der Menschheit, und unter der gesamten Menschheit, zu leiden, musste sogar an ihr sterben. Und doch hinderte ihn dieser Widerstand nicht, Gott seinen Vater nicht nur zu nennen, sondern ihn so auch konsequent zu begreifen – zu ergreifen. Auch wir müssen Gott unseren Vater nicht allein nennen, sondern ihn als den Vater auch sehen: ihm als unserem Vater Ehre erweisen und auch Ehre zu machen versuchen.

1984